

skalabyrinth
Myrie Zange

Das Buch

»Wieso sollte es in Ordnung sein, sich in einer Weise zu verhalten, die andere höchstens abkönnen könnten, aber die dennoch schlecht ist?«

Myrie wächst mit ihrem Vater und ihren drei Geschwistern in einem Zwergendorf im Gebirge auf. Als ihre Lern-KI ihr vorschlägt, ein Internat zu besuchen, hat sie Angst vor Ausgrenzung: Sie ist Kind eines Zwergs und eines Orks, außerdem autistisch. Trotzdem wagt sie es.

Eine Geschichte über Akzeptanz, wie sie aussehen kann und wo sie fehlt. Über Wärme, Freundschaften, Virtualitäten, Natur, Abenteuer und Freiheit.

Eine Utopie für ältere Kinder, junge und alte Erwachsene und alle dazwischen, für eine bessere Welt.

Worum geht es?

- Eine Fantasy-Welt mit Herr-der-Ringe-Völkern, aber Science Fiction (keine Weltraumgeschichte).
- Technologien, die den Alltag erleichtern.
- Ein Internat, Freundschaften, Virtualitäten, Natur, Abenteuer, Freiheit.
- Ein liebevoller, alleinerziehender Papa.
- Leute reden miteinander.
- Ein autistischer Hauptcharakter, ohne dass dies die Handlung bestimmt.

Der Schreiberfisch

skalabyrinth schreibt, um Gedanken und Gefühle auszulösen, die heilen und zu mehr Inklusion führen. Das Ziel ist kein geringeres als die Welt zu verbessern.

skalabyrinth

Myrie Zange

Die Symmetrie der Schneeflocken

ROMAN



3. Auflage, veröffentlicht 2024

Die ersten zwei Auflagen fanden über selbstorganisierten Print statt.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind online unter <https://www.skalabyrinth.org> abrufbar.

© 2019 skalabyrinth

Windblütenprojekt, Iris Leander Villiam und skalabyrinth
c/o Maren Jonasz Kaluza
Hofer Straße 19
04317 Leipzig

Sensitivity Reading: Jade S. Kye und Katherina Ushachov

Cover: skalabyrinth
Illustrationen: skalabyrinth
Buchsatz: skalabyrinth
gesetzt aus der EB Garamond
erstellt mit *SPBuchsatz*

Veröffentlicht über Bookmundo,
Delftsestraat 33, 3013AE, Rotterdam, die Niederlande. Gedruckt in Deutschland.

ISBN: 9789403740478

*Dieses Buch enthält Inhaltshinweise / Content Notes
auf der letzten Seite gegenüber der Deckel-Innenseite.*

Siehe auch:

<https://www.skalabyrinth.org>

Inhaltsverzeichnis

<i>Vorwort</i>	9
Prolog	13
Omantra	19
Ausrüsten	35
Merlin	55
Der Schutz der Bäume	75
Klettern und Fallen	97
Unterricht	125
Spiel mit der Schwerkraft	161
Ein unerwarteter Anruf	179
Ein semirealistisches Etappenabenteuer	205
Die Bedürfnisse der anderen	227
Kampf mit Olge	257
Die zweite Flucht	281

Freiheit	313
Verrat	341
Verlust	371
Schnee	407
Die Asymmetrie der Schneeflocken	437
Der schwarze Halbmond	467
Die Ruhe des Flusses	495
<i>Entwicklung und Danksagung</i>	527
<i>Inhaltshinweise / Content Notes</i>	535

Vorwort

In diesem Vorwort fasse ich Eigenheiten dieses Werks zusammen.

Dieses Buch steht unter Creative Commons Lizenz:

<http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/>



Wenn ihr mit dem Werk als Grundlage gern Kunst gestalten möchtet, selbst wenn diese in gewissen Dimensionen kommerziell ist, fragt mich gern. Ich sage in vielen Fällen nicht ›nein‹, es gibt aber Szenarien, die ich gern vermeiden würde.



Erste konkretere Ideen sind aus dem Sommer 2016. Erste inhaltlich abgeschlossene Version vom 23. März 2018.



Dies ist die 3. Auflage des Romans. Die ersten zwei habe ich selbst in Druckereien in Auftrag gegeben und an die Leute verschickt, die sich ein Exemplar gewünscht haben. Sie hatten nicht einmal eine ISBN.

Diese dritte Auflage wird als erstes Werk im Rahmen des *Windblüten-Projekts* veröffentlicht, das ich zusammen mit Iris Leander Villiam gründe.

Windblüten ist ein antikapitalistisches Projekt, das aus der Idee entstand, einen Verlag zu gründen, aber es ist nicht so ganz ein Verlag. Das Ziel von

Windblüten ist keine Geld-Gewinnabsicht, sondern das Teilen sozialer Ressourcen, von Kenntnissen und die Reichweite, die Gemeinsamkeit bieten kann. Die Veröffentlichungen werden vermutlich einen neuroatypischen Schwerpunkt haben und auf viele Arten sanft die Regeln sprengen.

`windblueten.de`

Über Windblüten könnt ihr also, wenn ihr möchtet, weitere Projekte finden, die auf eine ähnlich unkonventionelle Weise in die Buchwelt Einzug nehmen.



Das Cover ist mit gimp erstellt.

Die Schriftart orientiert sich an Zoo3-MediumItalic,

https://github.com/URWTypeFoundry/Core_35.



Außerdem gibt es bei mir einige sprachliche Interessantheiten:

Ich behandle in wörtlicher Rede Punkte und Kommata gleichberechtigt mit anderen Satzzeichen. Ich setze mich damit über gängige Grammatik-Regeln hinweg, einfach, weil es mir so besser gefällt und konsistenter vorkommt.

In diesem Buch verwende ich außerdem Grammatik-Stellungen und bestimmte Wiederholungen von Wörtern, die für mich zu einem Sprachgefühl führen, das besser zur Person und zu mir passt. Vielleicht hat es auch etwas mit Autismus zu tun, da bin ich unsicher.

Beispiel 1: Ein nachgestelltes >deswegen< oder anderes Begründungswort. Etwa »Ich bin weggelaufen, deswegen.« statt »Ich bin deswegen weggelaufen.«. Es löst in mir so etwas wie ein sanfteres oder zurückhaltendes Gefühl aus, vielleicht auch ein etwas lyrisches.

Beispiel 2: Zwei Hilfsverben, wo eines reichen würde. Etwa »Ich bin mir nicht sicher, ob es helfen würde, oder eher durcheinanderbringen würde.« statt »Ich bin nicht sicher, ob es helfen oder durcheinanderbringen würde.«. Für mich ist im ersten Fall nach dem ersten »würde« ein Zusammenhang zu Ende und mein Gehirn kann sich dann gut auf den zweiten einlassen, braucht dafür weniger Konzentration. Beide Teile werden mir dadurch bewusster.

Ich verwende häufig die Phrase »Sie fragte sich, ob...« und meine damit genau das, wörtlich. Also, eine Frage, die sich gestellt wird, auf die keine der möglichen Antworten automatisch näher liegen würde.

Und ich verwende Neologismen. Manche sind Absicht, manche nicht. Zu meinem Leben gehört, dass ich Wörter erfinde, die auf mich sehr logisch wirken, und ich weiß oft nicht, welche es tatsächlich gibt.



Prolog

Heddra stapfte durch den tiefen Schnee. Der Himmel hatte einen dieser wundersamen graurötlichen Farbtöne, die eigentlich dunkel wirken, aber doch leuchten. Man erkannte keine einzelnen Wolken, es war eher eine einzige diffuse Wolkenschicht, die sich nicht sicher war, wann sie keine Wolkenschicht mehr war, sondern Himmel. Für jeden Schritt musste sie eines ihrer fast knietief im hellen Schnee versunkenen Beine aus der kaltfeuchten Schneemasse heraushieven und durch die angefrorene Schicht vor ihr wieder hinabsenken. Es gab dabei ein brechendes und dann das vertraute knarrende Geräusch, wenn der Schnee zusammengedrückt wird. Es war mühsam und schön.

Das Kind auf ihrem Rücken fand die ganze Aktion nur mäßig gut. Es war nun zwei Wochen alt und hatte sich in der Zeit genügend über das Umhergewandere beschwert. Sehr dicht an Heddras Ohr. Sehr laut. Und Heddra, die es gern ruhig hatte, hatte schon nach wenigen Tagen beschlossen, dass sie die Erziehung eines Kindes zu sehr stressen würde. Wahrscheinlich war es auch besser für das Kind, wenn nicht sie das tat. Sie hielt sich nicht für besonders geeignet, ein Kind zu erziehen. Sie zog umher, mochte Abenteuer und die Einsamkeit. Nur gelegentlich mochte sie mal jemanden besuchen, aber meist war sie lieber für sich.

Der Vater wäre dazu sicher wesentlich besser geeignet. Er war ein sensibler, warmherziger Mann, der einen einfach sein lassen konnte. Einer der ganz wenigen, die Heddra gern immer wieder für einige Zeit um sich hatte. Er erwartete keine Regelmäßigkeiten und keine Mindestaufenthalte. Er machte keine zynischen Bemerkungen, wie »Ach, du auch mal wieder hier.«. Wenn sie kam, kam sie, und er freute sich, und wenn sie gehen musste, weil es in ihren Fußsohlen juckte, dann war das stets in Ordnung.

Heddra liebte ihn und lächelte bei diesem Gedanken.



Es musste doch hier irgendwo sein, dachte sie. Es war ein wunderschönes Gebirge, das sie bisher immer überquert hatte, um das Dorf zu erreichen, in dem der Vater des Kindes lebte. Sie hatte einen sehr ausgeprägten Orientierungssinn und fand jeden Weg wieder, wenn sie ihn auch nur einmal erklommen oder durchwandert hatte. Dieses Mal aber ging sie einen etwas anderen Weg. Bisher hatte sie deutlich steilere Wege genutzt. Aber auf eine solche Kletterpartie wollte sie dann doch für das Kind verzichten und sie nahm stattdessen eine weniger gefährliche Route. Es wäre allerdings wesentlich angenehmer und einfacher gewesen anders. Auf den steilen Hängen lag weniger Schnee.

Der Abend dämmerte und violettes Licht glomm am Horizont oberhalb der vollgeschnittenen Tannen, deren Äste schwer herabhingen, als wären sie müde. Ein romantisches Bild. Heddra blieb stehen, um es zu bewundern. Es schneite gerade nicht. Das stimmte das Kind etwas gnädiger.

Als sie oben auf dem nächsten Hügel am Rande des Gebirges angekommen war, sah sie es endlich. Ein Dorf, vielleicht ein paar mehr als 40 Häuser, ein breiter Bach oder schmaler Fluss, der sich dazwischen hindurchschlängelte, eine kleine, hölzerne Brücke, die sich darüber beugte. Eine wirklich schöne Brücke aus dunklem Holz, mit einem verzierten Geländer, gleichmäßigen Planken, schön gedrechselten Pfeilern. Das Dorf trug den passenden Namen Byrglingen und der Strom, der so dahinplätscherte, war die Glukka.



Als Heddra endlich das Dorf betrat, war es weit nach Mitternacht. Die Lichter waren erloschen, nichts regte sich. Es war angenehm still. Heddra ging die Hauptstraße entlang und bog dann in den Holzweg ein. Dabei ging

sie so leise, wie es ihr möglich war, um die Stille nicht zu unterbrechen. Das letzte Haus in der Straße hatte einen Garten, der in einen wunderschönen Holzzaun eingefasst war. Er war im gleichen Stil angefertigt wie die Brücke, die über die Glukka führte. Das Törchen war dunkel und Reliefs von Tieren waren eingearbeitet. Besonders gefiel Heddra der detailreiche Drache. Sie hatte erst einmal einen echten aus der Ferne gesehen und das war auch schon Jahre her. Sie strich mit ihren Fingern darüber.

Das Holz glänzte vom Beizen und roch dadurch gut. Dieser Geruch zog sich durch das ganze Anwesen und Heddra liebte ihn. Auch deshalb kam sie hier immer wieder her. Und auch, weil der Mann, der hier lebte, einen Sinn für so etwas hatte. Er war ruhig und geduldig und freundlich. Er ließ sich auf ihre merkwürdigen Eigenarten ein und schwieg, wenn sie es ruhig haben wollte. Im Sommer war der Garten voll mit duftenden Gewächsen, Blumen vor allem, aber auch Kräuter.



Heddra klopfte an die Haustür und es kam ihr vor, als würde sie etwas des Zaubers zerstören, der auf diesem Anwesen lag. Zu allem Überdruß reagierte auch niemand. Nach einigen Minuten, bevor der Zauber wieder zurückkriechen könnte, klopfte Heddra ein weiteres Mal, dieses Mal energisch. Es brauchte eine Weile, bis Schritte sich der Tür näherten und sie geöffnet wurde. Und Vadime stand in der Tür. Er reichte Heddra bis zur Hüfte und legte den Kopf in den Nacken, um ihr ins Gesicht zu schauen.

»Heddra!«, sagte er mit seiner tiefen, weichen Stimme, »Komm rein!«

Er hielt ihr die Tür auf, natürlich eine schön gearbeitete Holztür, und Heddra bückte sich unter dem Türrahmen hindurch in die Werkstatt. Es war gemütlich warm hier drin. Die Mauern isolierten gut. Ein warmes, oranges Leuchten erhellte den Raum von einer Wand gerade so, dass die Umrisse der Werkbänke und Stühle zu sehen waren und man sich

orientieren konnte. Mit einer Geste regelte Vadime die Helligkeit ein wenig hoch, sodass Heddra sein Gesicht besser sehen konnte. Vom Gesicht war dennoch nicht sehr viel zu sehen. Über seinen dunklen Augen waren buschige, braune Augenbrauen, und seine Stirn verriet, dass er feste, rötlichbraune Haut hatte. Der Rest war behaart. Sein brauner Vollbart bestand allerdings nicht aus so festem Haar wie bei vielen anderen, sondern war ungemein weich. Heddra streckte die Hände fragend aus und Vadime legte sie, die angefangene Bewegung zu Ende führend, an seine Wangen. Heddra strich ihm darüber, fädelt die Finger zärtlich in das Barthaar und berührte die Haut darunter. Der Bart war gut gepflegt und fühlte sich einfach wundervoll auf der Haut an. Vadime griff nach ihren Handgelenken, nicht, um ihre Hände wegzuziehen. Seine festen Hände waren warm und strichen ihr über ihre Handballen und Unterarme.



Sie standen eine Weile so da, ohne zu sprechen, bis sich das Kind auf Heddras Rücken durch Wimmern bemerkbar machte. Heddra ließ etwas bedauernd von ihrem Austausch an Zärtlichkeiten ab und schnürte das Kind vom Rücken. Sie gab es Vadime in die Arme, der es sofort leicht wippte und liebevoll ansah. Es hörte zu wimmern auf und sah ihn aus großen grauen Augen an. Heddra kramte in einer ihrer Taschen, fischte einen zerknüllten Zettel heraus, strich ihn glatt und legte ihn auf den Bauch des Kindes in Vadimes Armen. »Myrie« stand darauf.

»Myrie«, murmelte Vadime leise, doch Heddra schüttelte den Kopf.

»Das ist kein langes i. Der Name hat drei Silben, nicht zwei. Anders als bei deinem Namen ist das e nicht stumm.«

»Myri-je?«, fragte Vadime.

Heddra nickte. Für den Fall, dass er es nicht gleich verstanden hätte, hatte sie einen Vergleich mit dem Wort Arie angedacht, aber war froh, dass sie ihn nicht brauchte.

»Du bist der Vater.«, sagte Heddra verlegen, »Wirst du das Kind großziehen?«

Vadime lächelte sofort.

»Natürlich!«, sagte er. Er drückte das Kind glücklich etwas mehr an sich und es war ihm deutlich anzusehen, dass er sich freute. Heddra freute sich auch. Sie hatte schon vermutet, dass es klappen würde. Dass er das Kind behalten würde. Aber sie hatte nicht unbedingt damit gerechnet, dass er sich darüber so freuen würde. Er zog bereits drei andere Kinder groß, und sicher war das eine Belastung. Aber so war es besser. Und Heddra fühlte sich bestätigt in ihrer Annahme, dass ihr Kind es hier bestimmt besser haben würde als bei ihr.

Sie drehte sich um und schritt zur Tür.

»Ich freue mich immer, wenn du vorbeikommst!«, sagte Vadime. Er machte keine Anstalten, sie aufzuhalten, aber es klang doch anders, als es sonst klang, wenn er sie verabschiedete. Und Heddra begriff, dass er sie schon wieder besser eingeschätzt hatte, als sie sich selbst. Sie würde so bald nicht wiederkommen. Sie hätte Angst, dass ihr eigenes Kind sie nicht mögen würde, oder böse auf sie wäre, weil sie es allein gelassen hätte. So albern diese Ängste auch sein mochten, Heddra hatte sie schon jetzt. Sie drehte sich noch einmal um und küsste Myrie und Vadime noch einmal auf die Stirn, sanft und vorsichtig. Voll Liebe. Dann strich sie Vadime noch einmal zart von der Schläfe über seine Wange zum Kinn, zwirbelte dabei vorsichtig eine Strähne seines Bartes um ihre Finger. Mit dem Bart war sie inzwischen nicht mehr allein. Das Kind hatte längst die winzigen Hände in Vadimes Bart gestreckt und Vadime musste aufpassen, dass es nicht daran zog.

Dann verließ sie das Haus, den Garten, das Dorf und verschwand aus Myries und Vadimes Leben. Es machte sie traurig, aber auf der anderen Seite freute sie sich, dass es das Kind mit Vadime und Vadime mit dem Kind sicher gut hatten. Vadime war nicht groß im Vermissen und das Kind würde sich vermutlich nicht an sie erinnern, und konnte kaum eine Person

vermissen, die nie da war. Vor allem nicht, wenn es ihm an so wenig fehlen würde, wie bei Vadime.

Omantra

Myrie war fünfeinhalb Jahre alt, als zwei Ereignisse ihr Leben veränderten:

Ihre Großmutter starb mit 111 Jahren. Das war eigentlich kein Alter. Üblicherweise wurden Zwerge bis zu 300 Jahre alt, die meisten mindestens 250, wenn sie nicht eines unnatürlichen Todes starben, und unnatürliche Todesarten waren sehr selten. Üblicherweise erlebten Uurgroßmütter ihre Ururenkel, hatten aber keinen oder kaum Kontakt zu ihnen. Meist lebten zwei bis drei Generationen bei einander, bevor Kinder fortzogen und ihre eigene Familie gründeten, oder in WGs mit ihren Lieblingspersonen zusammenwohnten, ohne eine Familie zu gründen. Das Resultat war, dass üblicherweise Zwerge erst im Alter von vielleicht 50 oder gar 100 das erste Mal mit dem Thema Tod ohne Respawn konfrontiert wurden.

Natürlich gab es immer mal wieder Ausnahmen. Familien, die doch über so viele Generationen beieinander wohnten zum Beispiel. Oder Fälle, in denen eine WG aus sehr jungen und sehr alten Leuten entstand. Es gab ab und an Suizide. Und es gab auch selten einmal einen Unfall, besonders bei Leuten, die gern risikoreich lebten.

Dennoch waren Kinder mit fünfeinhalb noch nicht unbedingt darüber aufgeklärt, was es mit Tod ohne Respawn auf sich hatte. Und Myrie hatte höchstens am Rande mal davon gehört.

Myrie saß mit ihren drei Geschwistern und mit ihrem Papa beim Mittagessen am Wohnzimmer Tisch, als sie davon erfuhr. Der Tisch war, wie die meisten Möbelstücke in diesem Haus, aus dunklem Vollholz und glänzte ein wenig. Seine vier Beine waren nicht gleich lang und er kippelte.

»Oma Lorna ist gestorben. Gestorben ohne Respawn.«, hatte ihr Papa

gesagt. »Das heißt, wir werden sie nie wieder sehen, nicht hier und in keiner Virtualität.«

Er sah verstört aus, fand Myrie. Und das verstand sie gut. Sie versuchte sich das vorzustellen, Oma Lorna nie wieder zu sehen und es war merkwürdig und fühlte sich nicht gut an. Sie mochte Oma Lorna. Sie erzählte immer schöne Geschichten. Sie hatte immer schöne Geschichten erzählt, korrigierte sich Myrie in Gedanken. Und auch das fühlte sich seltsam an.

Es schneite draußen. Es war Herbst, der Boden war schon seit einer Woche gefroren und es war der erste Schnee, der liegen blieb. Winzige, weiße Flöckchen huschten leicht am Fenster vorbei. Myrie löste ihren Blick, der dieses Mal besonders an dem Gestöber da draußen klebte, und ging in ihr Spielzimmer. Es war ein kleiner, kahler Raum, dessen Wände ein Netz aus Drähten zierte.

»Ozean. Mit Luft.«, sagte Myrie, schob ihre VR-Brille auf die Nase und die weichen Kopfhörer über die Ohren.

Der Raum verschwand und stattdessen sah sie überall nur noch Wasser. Mächtige Wellen, blauen Himmel mit ein paar Wolken, ein gewaltiges Rauschen. Eine Welle hob sie vom Boden ab, und sie schwamm im Ozean. Sie hätte mit den Armen rudern müssen, um nicht unterzugehen, aber das wollte sie gar nicht. Sie ließ sich etwas unter die Wasseroberfläche sinken. Die Strömung strich angenehm kühl über ihre Haut. Sie drehte sich so, dass ihr Kopf schräg nach unten schaute und schwamm langsam beschleunigend nach unten. Es wurde immer dunkler und stiller. Und die Anzeige, wie viel Luft sie zur Verfügung hatte, zeigte immer weniger an. Sie konnte sich kaum mehr daran erinnern, die Anzeige aktiv gehabt zu haben. Sie musste sie viel früher einmal deaktiviert haben, aber eine verblasste Erinnerung an etwas, was passierte, wenn sie leer war, motivierte sie, sie dieses mal wieder zu aktivieren.

Die Luftzeile blinkte auf, bevor sie ganz zur Neige ging, und das stresste sie. Sie wollte es dennoch und als die Anzeige endgültig leer war, konnte sie nicht mehr aktiv weiterschwimmen. Ihr Rumpfungliedmaßen und ihren Kopf konnte sie frei bewegen. Es war durchaus eine

angenehme Haltung, fand Myrie. In gut erreichbarer Entfernung erschien der Respawn-Button, er kündigte sich mit einer elektronischen Stimme an, die »Respawn« sagte. Darunter erschien ein kleiner Text, der ebenfalls vorgelesen wurde:

»Bitte probier dies nicht in der Realität. Für weitere Information klicke hier oder sage »Weitere Information«.«

Sie konnte sich daran erinnern, diesen Text schon oft gehört zu haben, aber dennoch hatte sie niemals zuvor um weitere Information gebeten. Sie konnte sich, um ehrlich zu sein, auch nicht daran erinnern, wann sie ihn das erste Mal gesehen hatte, oder an ihr erstes Mal Tauchen im Ozean. Der Ozean war ihre Lieblingsvirtualität, wenn sie allein sein wollte. Sie tauchte meist so tief, bis es bedrückend still war, und sie das Gewicht des Wassers auf sich spürte, und um sie herum vereinzelt fluoreszierende Wesen still und faszinierend schön umherschwammen.

»Weitere Information.«, sagte Myrie. Ein längerer Text erschien auf transparentem, dunklem Hintergrund, sodass er guten Kontrast hatte und sie dennoch das Wasser dahinter sehen konnte, auch wenn es dort nicht viel zu sehen gab. Und wie immer wurde ihr der Text gleichzeitig vorgelesen. Myrie konnte noch nicht so gut lesen.

»Tauchen in der Realität: Auch in der Realität gibt es Gewässer. Seen, Flüsse, Meere und sogar Ozeane. Im Unterschied zur Virtualität ist es unter Wasser jedoch notwendig die Luft anzuhalten, damit kein Wasser in das Atmungssystem eindringt. Willst du testen, wie lange du die Luft anhalten kannst?«

Das Vorlesen wurde unterbrochen, sodass Myrie antworten konnte.

»Ja«, sagte Myrie.

»Hole tief Luft, halte die Luft an und halte deinen Finger unter die Nase.«, sagte die elektronische Stimme.

Myrie atmete erst tief aus, dann ein, hielt die Luft an und ihren behandschuhten Finger unter die Nase. Sie zählte leise im Kopf und war dankbar, dass der Text nicht weiter vorgelesen wurde, während sie damit beschäftigt

war, sich zu konzentrieren. Als sie bei 74 angekommen war, fing es an, sich unangenehm anzufühlen und bei 79 atmete sie aus.

»83 Sekunden¹.«, sagte die Stimme und machte eine kurze Pause, bevor sie mit dem Text fortfuhr.

»Die Luftbar in der Ozeanvirtualität hält 100 Sekunden. Nehmen wir an, du würdest länger tauchen, als du die Luft anhalten kannst, so würdest du Wasser einatmen müssen. Das Wasser würde dann durch die Atemwege in die Lunge gelangen und kann zum Tod ohne Respawn führen. Für das Tauchen in der Realität ist daher viel Übung der Luftkontrolle notwendig. Es empfiehlt sich daher nicht, in der Realität zu schwimmen oder zu tauchen, oder es sehr vorsichtig und unter genauer Anleitung zu erlernen. Ist es dein Wunsch in der Realität schwimmen zu lernen, so ist es ratsam, an einem durch eine erfahrene Person beaufsichtigten Kurs teilzunehmen oder, wenn du etwas älter bist, dich durch eine Lern-KI unterrichten zu lassen. Möchtest du eine Zusammenfassung weiterer Probleme des Tauchens und Schwimmens in der Realität hören, Ausführlicheres darüber erfahren, über Tod ohne Respawn informiert werden oder das Menü verlassen?«

»Zunächst eine Zusammenfassung über weitere Probleme des Tauchens in der Realität und dann über den Tod ohne Respawn.«, sagte Myrie. Ihre Stimme kam ihr selbst unsicher vor.

»Dein Puls ist erhöht. Deine Themenauswahl ist ungewöhnlich. Hast du einen Verlust erlitten?«, fragte eine andere, neue Stimme, während sich eine neue Seite Text öffnete. Die neue Stimme klang weniger elektronisch als die erste, beinahe vertraut. Sie klang in Myries Ohren weiblich und warm und obwohl sie auf der einen Seite überhaupt nicht ähnlich schien, erinnerte sie sie auf der anderen Seite an Oma Lorna. Und Myrie mochte das alles nicht. Ihr gefiel das nicht, dass da eine Stimme war, die so wirkte, als würde sie sich um Myrie kümmern. Eine Stimme in einer Welt, in die

¹Sekunden in Myries Welt entsprechen nicht unseren Sekunden. Myrie hält hier etwa 36s in unserer Welt die Luft an. Es gibt weitere Texte zum Worldbuilding auf meiner Homepage, wo sich genauere Erklärung zum Zeitsystem befinden, aber es werden auch weitere Informationen im Laufe der Handlung in den Text gestreut.

Myrie sich verzog, wenn sie allein sein wollte. Die elektronische Stimme, die Text vorlas, war charakterlos und rein informativ. Das war in Ordnung. Aber eine Stimme, die persönliche Fragen stellte, das war nicht in Ordnung.

»Geh weg.«, sagte Myrie barsch. Die Stimme sagte nichts mehr, und Myrie hoffte, dass das bedeutete, dass sie weg war. Die andere Stimme hatte angefangen, den Text vorzulesen und Myrie hatte nicht richtig aufgepasst, weil sie so aufgewühlt war. Daher startete sie das Vorlesen neu:

»Weitere Gefahren des Tauchens in der Realität in zivilisationsnahen Gebieten sind vorwiegend durch die realen Temperaturen gegeben. Durch eine Schutzfunktion kann die Wassertemperatur hier in der Virtualität niemals kälter als 8°C werden. Auch wird die Temperatur in der Virtualität erhöht, wenn du zu lange frierst. Beides ist in der Realität nicht gegeben. Gewässer behalten ihre Temperatur auch dann bei, wenn die badende Person darin anfängt zu frieren und die Temperatur von Wasser ist abhängig vom Salzgehalt lediglich durch den Gefrierpunkt bei 0°C beschränkt, ab welcher Temperatur Wasser zu Eis wird.«

Das wusste Myrie eigentlich schon, weil sie ab und an ihre Füße in die Glukka gehalten hatte und manchmal dazu die Eisdecke durchbrochen hatte.

»Die Glukka in Byrglingen hat zur Zeit eine Temperatur von 4°C. Längeres Baden in der Glukka ohne vorheriges Training würde zur Unterkühlung und zu starken Schmerzen führen und kann zu längerfristigen oder irreparablen Schäden am realen Körper führen, sowie in extremen Fällen zum Tod ohne Respawn.«

»Man kann das trainieren?«, fragte Myrie sich überrascht.

»Ein solches Training könnte ich auf deine Bedürfnisse anpassen und für dich zusammenstellen.«, sagte die fremde Stimme von vorhin wieder. Myrie kniff erbost die Augenbrauen zusammen.

»Wieso bist du immer noch da?«, fragte sie.

»Weil du eine Frage gestellt hast. Ich bin deine Lern-KI. Dein Entwicklungsstadium lässt vermuten, dass du nun in einem Alter bist, in dem du mit dem Lernen beginnen kannst.«

Von Lern-KIs hatte Myrie bereits von ihren Geschwistern gehört. Sie waren für die Ausbildung zuständig, und speziell auf die Bedürfnisse der Lernenden ausgelegt. Manche Kinder bekamen nur eine, manche mehrere. Manche Lern-KIs betreuten gleich mehrere Kinder gemeinsam. Die meisten Kinder besuchten ab dem Alter, in dem sie als reif dafür eingeschätzt wurden, eine Lerngemeinschaft und lernten gemeinsam mit anderen Kindern, die auf ähnliche Weise am besten lernten. Davor hatte Myrie lange Zeit Angst gehabt, weil sie, wann immer sie anderen Kindern in Virtualitäten begegnet war, sich unwohl gefühlt hatte. Doch ihr Papa hatte sie beruhigt, indem er sagte, wenn sie nicht gut mit anderen zusammen lernen könnte, müsste sie das nicht. Er erzählte ihr von ihrer Mutter, die bis zum Alter von 12 Jahren nur Einzelunterricht gehabt hatte. Dann hatte sie ein halbes Jahr Gruppenunterricht ausprobiert, aber das auch wieder abgebrochen. Und sie sei dennoch eine sehr gebildete, weise Frau geworden und nichts daran sei verwerflich.

Ihr Papa erzählte gern von Heddra. Myrie hatte ihre Mutter nie persönlich kennen gelernt und dennoch hatte sie eine klare Vorstellung ihres Charakters und hörte ihren Papa gern von ihr erzählen.

Sie hatte sich manchmal gefragt, ob sie eine oder mehrere Lern-KIs bekommen würde, und ob sie damit zurecht kommen würde. Manchmal hatte sie sich sogar darauf beinahe gefreut. Aber nun schien ihr definitiv kein guter Zeitpunkt, um eine KI kennen zu lernen. Sie war ja nicht ohne Grund in die Ozeanvirtualität entflohen.

»Geh weg.«, sagte sie erneut, und zu der anderen Stimme »Nochmal ab ›ohne vorheriges Training‹ bitte.«, weil sie wieder nicht zugehört hatte.

»Ein weiteres Problem des Tauchens in der Realität sind mangelnde Anzeigen und Einflussmöglichkeiten. Die übrige Luft wird nicht angezeigt und ein spontaner Ortswechsel durch Teleportieren oder beschleunigtes Schwimmen sind nicht möglich. Auch bei Ermüdung kann das Ufer nur durch aktives Schwimmen erreicht werden. Ähnlich wie das Heimgehen von Orten wie Spielhallen, Restaurants oder Cafés nur durch aktives Gehen erreicht werden kann. Auch Strömung kann gefährlich sein. Die

Strömung der Glukka in Byrglingen ist ungefährlich, aber dort, wo der Wasserlauf durch Zulauf breiter und tiefer wird, hat die Strömung so enorme Kräfte, dass du dagegen nicht anschwimmen kannst. Dies führt dazu, dass du nicht an die Wasseroberfläche zurückkehren kannst, und keine Luft mehr bekommst.«

Das stimmte nicht ganz, dachte Myrie. Wenn sie ab und an in Bwalins Bar gewesen waren, und sie hinterher sehr müde gewesen war, hatte ihr Papa sie getragen. Myrie war etwas enttäuscht über die Ungenauigkeit des Textes.

»In Gewässern außerhalb der zivilisierten Gegenden kommt hinzu, dass gefährliche Tiere im Wasser schwimmen können. So gibt es an unbewohnten Küsten im Meer beispielsweise die Sticherlinge, die sich in Algen verbergen. Sie haben einen spitzen Stachel auf ihrem Rücken. Kommt dieser in Berührung mit einer Person, so schießen sie ein Gift in deren Körper, ähnlich, wie Mücken. Das Gift des Sticherlings ist ein starkes Nervengift, dass zu sehr stark erhöhter Körpertemperatur, zu Übelkeit und Erbrechen führt und einer medizinischen Behandlung Bedarf. Unbehandelt kann ein solcher Stich bei Säuglingen und Alten oder Lebewesen mit schwachem Immunsystem zum Tod ohne Respawn führen.

Möchtest du detailliertere Informationen über die Gefahren des Tauchens erhalten, über den Tod ohne Respawn informiert werden oder das Menü verlassen?«

»Sagte ich doch schon: Tod ohne Respawn.«, antwortete Myrie. Der Text erneuerte sich.

»Tod ohne Respawn: Als Tod ohne Respawn wird der Tod in der Realität bezeichnet. Der Name verdeutlicht, dass es keinen Respawn gibt. Führt in der Realität etwas zum Tod, so bedeutet das für die betroffene Person, dass alle Körperfunktionen zum Stillstand kommen, einschließlich die des Gehirns. Die betroffene Person ist nicht mehr in der Lage sich zu bewegen oder an etwas zu denken, dazu gehört unter anderem auch die Fähigkeit, sich etwas vorzustellen oder etwas zu fühlen. Der Körper verliert all seine Funktionen. Dieser Vorgang kann im Falle des Todes

ohne Respawn nicht mehr rückgängig gemacht werden. Ob es etwas gibt, was die Person ohne ihren Körper und ihr Gehirn noch erleben kann, ist unbekannt.«

Myrie wurde etwas schwindelig bei dem Versuch sich vorzustellen sich nichts mehr vorstellen zu können. Sie scheiterte außerdem kläglich. Weniger kläglich scheiterte sie an der Vorstellung, dass es jemandem anderen so gehen könnte. Oma Lorna konnte also nicht mehr denken. Und obwohl es vielleicht komisch war, aber sie vermisste es wohl auch nicht, weil Vermissten eine Art zu denken war. Oma Lorna wusste nicht, dass ihr vielleicht etwas fehlte, weil sie, um wahrzunehmen, dass ihr etwas fehlte, ja denken können müsste. Aber Myrie wäre auch nie wieder in der Lage, mit Oma Lorna zu sprechen. Sie würde nie wieder Oma Lornas Stimme hören, weil Oma Lorna nicht in der Lage wäre, sie zu benutzen. Es war eine Körperfunktion. Und Myrie mochte diese Stimme. Dieses Vertraute. Oma Lorna hatte ganz gern gestrickt und es war so schön gewesen ihr dabei einfach stundenlang zuzusehen und dabei auf ihrem Bauch zu liegen und zu hören, wie sie mit ihrem Papa sprach und wie der Bauch gluckerte. Warm.

Myrie traten Tränen in die Augen. Das passierte selten. Es schnürte ihr die Kehle zu. Es war wie ein erzwungenes Luftanhalten. Nicht ganz. Sie konnte schwer atmen. Es tat weh. Und es war gleichzeitig erschreckend und irgendwie schön. Es war real.

»Möchtest du wissen, warum Schneeflocken so schön symmetrisch sind?«, fragte die neue Stimme.

Das machte sie zusätzlich auch noch wütend, aber nur einen kurzen Augenblick. Sie hatte eh genug und wollte raus. Sie setzte Kopfhörer und VR-Brille ab und der Ozean verschwand.

Myrie rannte hinaus in den Schnee. Ohne Schuhe. Drinnen war sie stets barfuß. Sie mochte es, die Holzdielen unter ihren Füßen zu fühlen, und ihre Füße waren drinnen fast nie kalt. Sie hatte dicke ledrige, fahlgrau-olivegrüne Haut. Aber die Kälte des Schnees fühlte sie durch die Fußsohlen doch. Sie rannte zum Bach. Die kleinen Steinchen auf dem Weg bohrten sich

leicht in ihre Füße. Es tat ein wenig weh und mit jedem Stein, den sie spürte, fühlte sie sich etwas kontrollierter. Das war gut. Sie rannte den Holzweg entlang bis zur Hauptstraße, die den Namen Hauptstraße auch nur verdiente, weil sie die größte Straße des Dorfes war. Alle Straßen im Dorf bestanden aus festem, grauem Sand, der von verschiedenen großen Steinchen durchsetzt war. Die Hauptstraße war lediglich etwas breiter.

Myrie rannte zur Brücke, die ihr Vater gebaut hatte und kletterte dort den kleinen Hang zur Glukka hinab. Die Glukka war ein vielleicht drei Meter breiter und ebenso tiefer Bach oder Fluss. Myrie zog ihre Überkleidung aus und warf sie in den Schnee. Nach kurzer Überlegung zog sie auch den EM-Anzug aus. Ein eng anliegender, dünner Overall, sogar mit Fingern, fast wie eine zweite Haut, der für das Erleben der Virtualitäten da war.

Nun splitternackt hielt sie sich an einem der Holzpfeiler der Brücke fest, und hielt ihre Füße ins Wasser. Erst den einen, dann den anderen. Es war eisig kalt, erst sehr angenehm, dann tat es weh. Das war auf gewisse Weise auch angenehm. Und es holte sie aus allen trübsinnigen Gedanken über Oma Lorna heraus, oder über das verstörte Gesicht ihres Papas. Ihr Fokus war völlig auf die Kälte gerichtet, das ziehende Gefühl und das Steiferwerden. Auf die wunderschön glitzernde, fließende Wasseroberfläche, auf die Schneeflocken, die um sie herumstoben, und dann wieder auf das Gefühl in ihren Füßen. Zunächst fühlte sie die feinen Strömungen des Wassers, doch langsam ließ das Gefühl nach. Schnell tauchte sie ihren Körper bis zur Hüfte ein und legte sich danach in den Schnee ans Ufer. Vielleicht würde ihr Papa sie bald suchen. Normalerweise ließ er die Kinder draußen rumlaufen, wie sie wollten. Er hatte ihnen ein paar mal erklärt, worauf sie aufpassen sollten, etwa, dass sie nicht in die Glukka springen sollten, und sobald er sich darauf verlassen konnte, dass sie das auch nicht taten, durften sie gehen, wohin sie wollten. Es passierte Kindern im Dorf nichts. Myries ältere Brüder, die Zwillinge, waren oft rausgegangen, um mit anderen Dorfkindern zu spielen. Ahna, das älteste der Geschwister war gern mit Myrie spazieren gegangen, zum Beispiel zu Oma Lorna, die am Rande des Dorfes wohnte. Gewohnt hatte. Myries Augen begannen

wieder zu schwimmen. Sie wusste dieses Mal aber nicht so genau, ob es wirklich an Oma Lorna lag, oder an der Kälte.

Myries Papa hatte irgendwie ein Gespür dafür, wann doch mal etwas passierte. Einmal war Myrie auf dem Heimweg von Oma Lorna gestolpert und hatte sich das Knie aufgeschlagen. Es hatte furchtbar geblutet und Ahna konnte sie nicht tragen, weil Myrie zu schwer war. Und es hatte kaum eine Minute gedauert, bis Myries Papa angerannt kam und Myrie tröstete und nach Hause trug und sie versorgte. Beziehungsweise sie durch einen der heimischen Medizinroboter versorgen ließ.

Ein anderes Mal hatte Myrie bei ihren Brüdern und deren Herzwesen mitspielen wollen. Aber die anderen Kinder hatten sich darüber lustig gemacht, dass sie keinen Bart hatte und wie lange sie brauchte, um das Spiel zu lernen, dass sie spielten. Dann hatten sie Myrie weinend zurückgelassen und auch dieses Mal war ihr Papa wie durch ein Wunder plötzlich da gewesen und hatte sie getröstet. Er hatte mit den Zwillingen geschimpft, und Myrie zu Oma Lorna gebracht, die ihr Geschichten erzählt hatte. Oma Lorna mit dieser wundervollen Geschichtenerzählstimme. Und diesem für sie ganz typischen Geruch. Myrie würde ihn weder als gut noch als schlecht bezeichnen, doch er gehörte zu Oma Lorna und auch diesen würde sie vermutlich nicht mehr allzu viel riechen. Vielleicht noch ein bisschen aus den alten Besitztümern von ihr, aber Gerüche verflogen. Sie würde ihn vermutlich vergessen.

Als Myrie Oma Lorna gefragt hatte, ob es denn wirklich so schlimm wäre, keinen Bart zu haben, hatte sich Oma Lorna den Bart abrasiert. Somit war Myrie nicht mehr die einzige bartlose Person im Dorf. Und auch ihr Papa hatte gesagt, er würde sich den Bart abrasieren, um zu zeigen, dass es nicht schlimm wäre, keinen Bart zu haben, aber das wollte Myrie nicht. Manche Veränderungen hätten ihr ein Gewohnheitsgefühl und dadurch einen Halt genommen, den sie brauchte. Und das wäre so eine Veränderung gewesen.

Aber Oma Lorna rasierte sich fortan jeden Tag. Es gab einige im Dorf, die darüber lästerten, aber das kratzte sie nicht im Mindesten. Sie bestand

darauf, dass die ja keine Ahnung hätten. Das sei nur ein Schönheitsideal, das daher käme, dass die es nicht anders kannten, aber wenn man erst einmal längere Zeit in ein bartloses Gesicht geschaut hätte, und die erste Überraschung und die Vorbehalte überwunden hätte, dann wäre ein bartloses Gesicht ebenso schön, wie jedes andere auch.

Obwohl sich die Kälte nun durch Myries ganzen Körper fraß und sie haltlos zitterte, konnte sie nicht anders, als sich das faltige Gesicht der Großmutter vorzustellen. Und sie hatte Recht gehabt. Auch für Myrie war es sehr ungewohnt gewesen, sie bartlos zu sehen. Anfangs. Sie hatte selten einen Mund gesehen. Und ihre Oma hatte allerhand Leberflecken im Gesicht, einen großen runden zum Beispiel rechts am Kinn. Das Gesicht war weich und etwas gräulicher als das ihres Papas und man konnte die Poren deutlich sehen. Und als sich Myrie daran gewöhnt hatte, war es ihr immer wunderschön vorgekommen.

Myrie begann zusätzlich zum Zittern nun auch noch zu schluchzen und richtete sich auf. Tränen liefen ihr in den Mund. Sie fragte sich, ob sie ganz weglaufen wollte. Ob sie in die Berge klettern sollte. Das hatte ihre Mutter oft gemacht, hatte ihr Papa ihr erzählt. Er hatte es ihr aber außerdem verboten, weil es so gefährlich war. Aber Myrie kümmerte Gefahr gerade nicht. Es war ihr egal. Vielleicht würde sie in den Bergen ja sogar ihre Mutter treffen. Vielleicht hatte sie auch keinen Bart.

Eine Schneeflocke blieb auf Myries nacktem Oberschenkel liegen. Auf der olivegrün-grauen Haut ihrer Oberschenkel. Niemand sonst hatte hier eine solche Hautfarbe.

Nie war eine Schneeflocke auf ihr liegen geblieben, sie waren sonst immer sofort geschmolzen, weil sie so warm war. Sie schien wohl jetzt kalt genug zu sein, um eingeschneit zu werden. Myrie sah die Schneeflocke genau an. Sie war wie aus sechs Tortenstückchen zusammen gesetzt, die alle dasselbe Muster hatten. Nicht ganz dasselbe, ein Teil fehlte. Aber sie konnte genau in ihrem Kopf ergänzen, was fehlte. Warum hatten Schneeflocken so ein symmetrisches Muster? Es war nicht das erste Mal, dass Myrie das auffiel, aber das erste Mal, dass sich diese Frage so klar

in ihrem Kopf bildete. Kein Wunder, diese KI hatte das ja auch vorhin gefragt. Myrie wollte trotzig aufhören, sich diese Frage zu stellen. Aber sie war nicht in der Lage diesen Gedanken wegzuschieben. Oma Lorna hatte sie oft solche Fragen gestellt, wenn sie ihr kamen, und Oma Lorna hatte sie alle beantwortet. Mehr oder weniger ausführlich vielleicht, aber alle.

Myrie blieb noch kurz widerspenstig sitzen, dann rappelte sie sich auf, griff ihre Anzihsachen und ging nackt durchs Dorf nach Hause.

Im Eingang wartete ihr Papa, der gerade aufbrechen wollte, um sie zu suchen. Er fragte nichts und sagte nichts, nahm sie in die Arme und seine unglaubliche Körperwärme durchströmte sie langsam. Er sagte nicht einmal, dass sie so etwas nie wieder machen solle. Er brachte sie ins Badezimmer, wo er sie unter die warme Dusche stellte. Obwohl er dabei samt Kleidung pitschnass wurde, blieb er dabei, bis sie aufgewärmt war. Dann, als ihr warm war, wickelte er sie in ein riesiges Handtuch und brachte sie ins Bett. Dabei war es gerade erst früher Nachmittag. Er blieb bei ihr und streichelte ihr durchs Haar, bis Ahna ihn rief. Ahna schien auch zu weinen, das konnte Myrie aus ihrer Stimme heraushören. Daher war ihr Papa vielleicht nicht so schnell gekommen. Plötzlich tat er ihr furchtbar leid. Eigentlich war doch seine Mutter gestorben, und seine Kinder brauchten gerade so viel Aufmerksamkeit von ihm. Und ihn tröstete keiner.

Myrie sprang auf und umarmte ihn.

»Wenn du traurig bist, dann will ich dich auch trösten.«, sagte sie.

»Du tröstest mich schon dadurch, dass es dich gibt, und ich dich so lieb habe.«, brummte er und lächelte.

Myrie sah, dass seine Augen auch feucht waren, bevor er ihr über ihre eine dünne Strähne auf dem Kopf strich und zu Ahna weiterging. Sein Gesicht hatte einen merkwürdigen Ausdruck zwischen seligem Glück und abgrundtiefer Traurigkeit angenommen.

Myrie holte ihre VR-Brille aus ihrem Spielzimmer, legte sich ins flauschige Bett und streifte sie sich über.

»Strand.«, sagte sie.

Mangels EM-Anzug und EM-Feld fühlte sie zwar immer noch ihr weiches Bett um sich herum, aber sie sah Sand und Meer, dessen Wellen auf den Strand rauschten, aber nicht den Ort erreichten, wo sie lag. Einige Möwen flogen über den Himmel, aber so hoch, dass sie nur entfernt zu hören waren.

»Wieso haben Schneeflocken diese Symmetrie?«, fragte Myrie.

»Das ist gar keine so einfache Frage.«, antwortete die Stimme von vorhin.

»Aber du hast doch vorhin gefragt, ob ich das wissen will.«, beschwerte sich Myrie.

»Ich hatte gedacht, es könnte dich interessieren. Ich kann dir wohl auch Stück für Stück näher bringen, warum das so ist.«

»Ich habe Zeit, schätze ich.«, überlegte Myrie.

»Schneeflocken bestehen aus einer festen Form von Wasser, die du auch unter dem Begriff Eis kennst. Wasser besteht aus sehr kleinen Teilchen. Stelle dir vielleicht zunächst Puzzleteile vor. Diese sind aber nicht fix miteinander verbunden und liegen aufeinander geschichtet durcheinander. Wenn du schwimmst, drängst du dich sozusagen zwischen die Puzzle-Teile. Wird es kalt, kommt es dazu, dass sich die Puzzle-Teile sortieren. Sie können sich nur auf bestimmte Weise zusammensetzen. Diese Puzzleteile sind so geformt, dass es unter den richtigen Bedingungen beim Zusammensetzen zu dieser sechszähligen Symmetrie kommt.«

Die Stimme war geduldig und ruhig beim Erklären. Sie machte an den richtigen Stellen Pausen und nun, nach diesem kurzen Abschnitt hörte sie zunächst ganz auf zu sprechen, damit Myrie in Ruhe nachdenken konnte und sich Puzzleteile vorstellen konnte. Nach einer Weile begann Myrie Puzzleteile in die Luft zu malen. Sie malte zunächst ein Sechseck und zu ihrer Überraschung hinterließ ihr Finger eine Spur beim in die Luft malen. Sie veränderte dann die Ränder des Sechsecks so, dass an einer Stelle ein Nupsi nach außen schaute, und alle anderen Seiten eine Aushöhlung hatten, in die so ein Nupsi hineinpasste.

»Kann ich viele davon haben?«, fragte sie.

»Natürlich.«, sagte die Stimme und kopierte ihr Puzzleteil, sodass sie einen Stapel hatte, der neben ihrem einzelnen lag. Sie hakte sie ineinander, was nicht sofort gelang, weil sie unsauber gezeichnet hatte. Sie zog die Linien etwas glatter, bis es passte und das machte ihr Spaß. Es hatte etwas tief Entspannendes an sich. Und als sie soweit war, dass es hübsche gleichmäßige sechseckige Puzzleteile waren, die perfekt ineinander passten, legte sie daraus Schneeflocken zusammen.

Sie tat dies den ganzen Abend, bis sie müde wurde. Dann stand sie noch einmal auf, um mit ihrem Papa und mit Ahna zu Abend zu essen. Die Zwillinge schliefen schon. Ahnas Gesicht war verheult, ihr Bart war ganz nass. Ihr Vater wirkte müde und immer noch traurig. Myrie drückte sie alle beide. Nach dem Essen fragte Ahna, ob sie mit bei ihr im Bett schlafen wolle und das tat Myrie auch.

Erst lagen sie lange wach, dann schliefen sie ein wenig. Sie wachten aber beide im Morgengrauen auf und mussten an Oma Lorna denken. Kuschelnd erzählten sie stundenlang darüber, was sie alles vermissen würden oder schwiegen und hielten sich so fest, wie es ging.

Myrie brauchte eine ganze Weile, bis sie nicht mehr dauernd an Oma Lorna denken musste. Ihr Papa brauchte auch eine ganze Weile, bis er wieder aufrecht ging und strahlte. Nach ein paar Tagen hatte er wieder angefangen zu tischlern und war ständig damit beschäftigt, zu sägen, zu drechseln, zu schleifen oder zu schnitzen. An sich war Myrie das gewohnt, aber nicht, dass er das fast ununterbrochen und oft bis spät in die Nacht tat. Es entstand eine neue Kommode für den Nachbarn aus hellem recycletem Holz und eine mit vielen feinen geschnitzten Mustern versehene, große, lange, dunkle Tischplatte für Bwalins Bar. Ein Meisterwerk, das beste, was ihrem Papa seit der Brücke gelungen war. Und die Brücke war älter als Myrie selbst.

Aber am eigenen Esstisch tat er wie immer nichts. Fast einmal im Monat, wann immer er ein Schleifgerät in die Hand nahm, sagte er:

»Und die Beine des Tisches muss ich auch endlich mal zurechtschleifen.«
Doch er schien dazu entweder keine Lust zu haben, oder stets eine

Wunscharbeit einer anderen Person viel wichtiger und spannender zu finden.

Und so kipelte der Tisch und ihre Wanduhr hatte diese leichte Asymmetrie und die Stelle, wo der eine Zwilling Minke einmal eine Klinke in die Küchenablage gehauen hatte, als er aus Spaß das Beil entführt hatte und dagegen geworfen hatte, war auch immer noch nicht ausgebessert worden. Myries Papa war damals nicht böse um den Schaden gewesen, wohl aber sehr erleichtert, dass dabei niemand verletzt worden war.

Wann immer Myrie an Oma Lorna denken musste, wann immer es zu schlimm wurde, rannte sie zunächst barfuß durch den Schnee, badete vielleicht die Füße oder die Beine und fragte dann ihre Lern-KI, die eine Frage, die ihr jedes Mal etwas besser beantwortet wurde:

»Wieso haben Schneeflocken diese Symmetrie?«

»Diese Frage hat für dich inzwischen etwas von einem Mantra, scheint mir.«, sagte die Lern-KI eines Tages, als sie es wieder einmal tat.

»Was ist ein Mantra?«, fragte Myrie, während sie ihre Füße in einer Virtualität in warmes Wasser tauchte, um sie wieder aufzuwärmen.

Sie mochte diese extremen Temperaturen, aber sie trieb es nicht mehr so weit, dass sie so haltlos zitterte, sondern in einem Rahmen, den ihre Lern-KI für gesund hielt. Und Myrie hatte Vertrauen darin, dass die Lern-KI da nicht zu übervorsichtig war, wie manche dieser Erklärtexte, die sie zuvor gehört hatte, sondern gute Einschätzungen machte.

»Ein Mantra ist eine Art Gebet, ein Gedanke, ein Leitspruch oder etwas, das man immer wieder vor sich hinsagt, was einem hilft, sich auf etwas zu fokussieren, das einem gut tut.«, antwortete die KI.

Myrie lernte nicht nur über Schneeflocken von ihrer KI. Sie lernte besser lesen und buchstabieren, sie lernte natürlich auch rechnen, und verschiedene einfache Dinge über Geschichte und Technik. Oft, wenn sie nach den Schneeflocken fragte, ging es überhaupt nicht um Schneeflocken, sondern es war der Aufmacher zu einem anderen Thema. Die KI fuhr zum Beispiel nach der Erklärung des Begriffs Mantra fort, welche Rolle Mantras und Gebete in verschiedenen Religionen spielten, was es für bekannte

Mantras und Gebete gab und was sie bedeuteten, und welche Religionen es gab. Und wie ihre Oma Lorna beantwortete die Lern-KI jede einzelne von Myries Fragen, ebenso ausführlich, wie Myrie das gerade wollte.

Myrie machte das Lernen viel Freude. Sie war langsam und gründlich. Und vor allem lernte sie viel über die Natur und die Gefahren. Sie machte Kraftübungen, lernte über die Tierarten der Umgebung, und dass sie nahe von Byrglingen größtenteils scheu und ungefährlich waren, und lernte, wie sie sich nahe des Dorfes auf die Lauer legen konnte und sie beobachten konnte. Sie lernte viel über den eigenen Körper und sie lernte, auf Bäume zu klettern. Eigentlich lernte sie das ganz allein, aber ließ sich dennoch zuvor darüber aufklären, was ihr passieren konnte.

Als sie sechs war, bekam sie eine Art Schweißband, mit dem sie die Lern-KI mitnehmen konnte und mit Kopfhörern auch draußen zuhören konnte, was sie sagte. Sie machte immer weitere Ausflüge vom Dorf weg und wanderte steile Pfade in die Berge hinein.

An einem sonnigen, warmen Spätfrühlingsabend saß sie auf einem Ast einer Linde auf einem Hügel und sah hinunter ins Dorf. Von hier konnte sie über die Häuser hinweg die Brücke sehen und hörte nur leise das Klingeln des Amboss. Vögel zwitscherten um sie herum und sie roch den Lindenduft. Es gab nicht sehr viele Linden in der Gegend, denn eigentlich war es eine Nadelwaldgegend. Aber ihr Vater hatte hier einige schnell wachsende Bäume gepflanzt, damit er hin- und wieder mal Holz nutzen konnte, das nicht das recyclete Holz war. Es roch ja doch anders.

»Hast du eigentlich einen Namen?«, fragte Myrie ihre Lern-KI zum ersten Mal.

»Du darfst dir einen aussuchen, wenn du möchtest.«, antwortete sie.

Myrie grübelte eine ganze Weile nach, während sie das Gras zwischen den Steinen auf dem felsigen Boden betrachtete, das sich im leichten, warmen Wind bewegte. Myrie konnte stundenlang auf diese feinen Bewegungen schauen.

»Omantra.«, sagte sie schließlich.

Ausrüsten

Die andere einschneidende Erkenntnis, die ihr Leben veränderte, als Myrie fünfzehn war, betraf ihre Erscheinung. Dass ihre Großmutter begonnen hatte, sich zu rasieren, lag ein knappes Jahr zurück und Myrie hatte noch immer kein einziges Barthaar. Und nun war sie außerdem wieder allein im Dorf damit. In einem Dorf, in dem die Kinder üblicherweise bereits mit Flaum im Gesicht auf die Welt kamen. Und der fehlende Bart blieb nicht ihr einziges Alleinstellungsmerkmal. Außer einer einzigen Strähne, die ihr in der Mitte, dort wo bei anderen der Scheitel war, aus dem Kopf wuchs, hatte sie keinerlei Kopfbehaarung. Die Haare waren anfangs grün gewesen, aber im Alter von fünfzehn begannen sie zu ergrauen. Sie war auch schlicht nicht in der Lage, diese eine Strähne so zu pflegen, dass sie länger als bis zu ihrem Ohr wachsen würde. Einige Zentimeter darüber begannen sie auszudünnen und nur einige Haare schafften es ab und an, ihr Ohr zu kitzeln.



Myrie beschloss, sie immer auf eine Seite zu kämmen. Ihr kam es so vor, hätte sie sie zu beiden Seiten gleichmäßig aufgeteilt, als hätte sie ihren ansonsten kahlen Kopf verbergen wollen, und so sehr sie sich auch wünschte, dass ihr vielleicht irgendwann einmal eine Mähne wie allen anderen wachsen würde, und es einfach eine Wachstumsstörung wäre, sie wollte dennoch nicht so tun, als wäre etwas da, was eben nicht da war.

Sie kämmte sie jeden Tag in die andere Richtung als am Vortag, damit die Seiten ihres Schädels gleich behandelt würden. Diese Eigenart fanden einige der Dorfkinder urkomisch und machten sich darüber lustig. Myrie ließ das keineswegs kalt, aber ihre Schädelseiten ungerecht zu behandeln fand sie noch unangenehmer, als die Bemerkungen der Kinder. Und was auch immer sie mit ihrem Haar machte, ihre Familie fand das alles in Ordnung. Und so mied Myrie einfach die anderen Kinder.



Nur wenige Monate nach Oma Lornas Tod stellten Myrie und Ahna fest, dass Myrie ihre Schwester überragte, dabei war diese doppelt so alt wie sie.

Sie hatte ihren Papa und Oma Lorna schon oft gefragt, was mit ihr nicht stimmte, aber beide waren überzeugt davon, dass mit ihr alles in Ordnung sei. Sie sei halt anders, aber das sei völlig in Ordnung. Als sie aber nun ihre Körpergröße mit der von Ahna verglich und feststellte, dass sie 2cm größer war als Ahna, rannte sie in die Werkstatt hinunter und baute sich mit in die Hüften gestützten Händen vor ihrem Papa auf.

»Bin ich adoptiert?«, fragte sie.

Ihr Papa schaltete das Schleifgerät aus, legte es zur Seite und murmelte in seinen Bart: »Eigentlich sollte ich endlich mal den Tisch in Angriff nehmen. Eigentlich.«

Dann legte er die Ohrenschützer ab und blickte auf.

»Nochmal bitte.«, sagte er.

»Bin ich adoptiert?«, fragte Myrie noch einmal.

»Bist du nicht, nein. Also deine Mutter hat dich hier abgeliefert, als du ganz klein warst, und ich habe dich dann großgezogen, aber du bist schon meine leibliches Kind. Auch wenn ich denke, dass das eigentlich keine Rolle spielt. Ich hatte dich lieb vom ersten Augenblick an und das hängt überhaupt nicht damit zusammen, dass ich dein leiblicher Papa bin oder nicht.«

»Vielleicht hat sie dich angelogen.«, sagte Myrie.

Das war eigentlich gar nicht ihre Art, irgendwelche Leute des Lügens zu bezichtigen.

»Sie hätte keinen Grund dazu gehabt. Warum denkst du das?«, ihr Papa runzelte die Stirn, die dabei etwas dunkler wurde.

»Weil ich so anders bin.«, murmelte Myrie und ließ den Kopf hängen, »Kein Bart, kaum Haupthaar, und ich bin riesig! Ich bin bestimmt bald größer als du! Ich bin größer als Ahna!«

Ihr Papa hörte auf, die Stirn zu runzeln, und lächelte plötzlich. Myrie sah das aus dem Augenwinkel und blickte irritiert auf.

»Das kommt, weil Heddra ein Ork ist. Ich gehe ihr bis zur Hüfte. Du bist also Zwerg und Ork. Es ist sehr wahrscheinlich, dass du größer wirst als ich. Aber wahrscheinlich auch nicht so groß wie Heddra. Wahrscheinlich nur so ein oder zwei Köpfe größer als ich, schätze ich. Aber genau kann man das nicht sagen. So viele Kinder mit einem Zwerg- und einem Orkelternteil gibt es nicht.«

Ihr Papa zerstörte mit dieser Erläuterung alle Bilder, die sie sich je von ihrer Mutter gemacht hatte. Nun, an sich waren das auch eher verschwommene gewesen. Sie hatte sich ihre Mutter auch oft haarlos vorgestellt, irgendwoher musste das ja bei ihr kommen. Aber es fiel ihr nicht leicht, sich eine Person als Mutter vorzustellen, der ihr Papa nur bis zur Hüfte ging. Nach einigen Anstrengungen gelang es ihr endlich.

»Hast du ein Bild von ihr?«, fragte Myrie.

Sie war irgendwie erleichtert nun endlich zu wissen, was mit ihr los war. Ihr Papa schüttelte den Kopf.

»Sie ist sehr scheu und wollte das nicht. Ich hatte mal überlegt, ob ich ihr Gesicht schnitzen sollte, aber habe das auch nie getan, weil ich nicht sicher war, ob sie das gut fände.«, er grübelte ein wenig. »Aber wenn ich es recht bedenke, wenn ich es nur für mich mache und dir einmal zeige, weil du ihr Kind bist, und es sonst nirgends hinhänge, dann sollte sie da wahrscheinlich nichts gegen haben.«



Jahre vergingen. Myrie hatte auf ihrer neuen Erkenntnis aufbauend versucht, sich in Virtualitäten zunächst mit Orks anzufreunden, aber ohne viel Erfolg. Sie lernte, dass sie in Virtualitäten ihren Körper nach ihren Wünschen anpassen konnte. Sie konnte sogar Zwerge treffen, ohne, dass diese wussten, dass sie kaum Haare hatte oder viel größer war. Sie konnte sich einen Bart ihrer Wahl kreieren. Sie konnte ihre Körpergröße beliebig anpassen.

Sie lernte von Omantra, wie die Virtualitäten im Wesentlichen funktionierten. Durch die Drähte in der Wand wurde ein elektromagnetisches Feld erzeugt, das wie Magneten Kräfte auf Eisen auswirkte. Ihr EM-Anzug hieß EM-Anzug, weil auch durch ihn ein dünnes Drahtgeflecht gelegt war, in dem Gegenfelder erzeugt wurden, sodass von ihrem Anzug anziehende oder abstoßende Kräfte auf das Feld um sie herum erzeugt wurden. Auf diese Weise konnten physische Widerstände und unsichtbare Wände erzeugt werden. Ihre VR-Brille zeigte ihr dann synchron das passende Bild dazu, sodass sie die Wände nicht nur fühlte, sondern auch sah.

Trafen Leute sich in Virtualitäten, so übertrug der EM-Anzug der Personen am einen Ort Ortsdaten, wo sie sich im Raum befanden und wie sie sich bewegten, zu den Personen am anderen Ort. Das elektromagnetische Feld im anderen Raum erzeugte dann dort Widerstand, wo die Körper für die anderen erschienen. Auf dem Weg dorthin konnte das Körperabbild nach Wunsch skaliert und anders verändert werden.

Aber obwohl Myrie auf diese Art auf andere treffen konnte, die nicht wussten, dass sie sich äußerlich unterschied, gelang es ihr nicht, sich mit anderen anzufreunden. Schlimmer noch, es passierte überall in jedem Kontext früher oder später, dass sie sich durch irgendetwas unbeliebt machte. Ihr war oft nicht klar wodurch. Manchmal waren es Dinge, die ihr Omantra hinterher erklärte, die sie nicht einsah oder nicht ändern konnte. Etwa, dass sie zu lange zum Antworten brauchte. Oder dass sie, wenn

jemand etwas Interessantes sagte, erst lange darüber nachdenken musste und dabei den Gesprächsfaden verlor.

Und so blieb Myrie meist für sich. Oder beobachtete kleine Wildkatzen und die ein oder andere Bergziegenherde im Gebirge. Denn dort zog es sie immer öfter hin.

Nach und nach legte sie sich eine Ausrüstung zu und blieb manchmal den ganzen Tag draußen, hing in irgendwelchem Geäst, während ihr Omantra die Welt erklärte. Langsam und mit vielen Pausen und gründlich. Zunächst hörte sie Omantra über Kopfhörer. Daran störte sie, dass sie das Vogelgezwitscher, das Rauschen des Windes und andere Dinge weniger gut wahrnahm. Und wenn Omantra über Lautsprecher sprach, so erschreckte es die Tiere in der Umgebung. Die Lösung, für die sie sich schließlich entschied, waren Hinterohrhörer. Diese konnte sie hinter den Ohren am Schädel befestigen, und sie erzeugten durch passend gesetzte sanfte Impulse auf den Schädel Schwingungen direkt in ihrer Hörschnecke. Auf diese Weise konnte nur sie Omantra hören, selbst wenn jemand sein Ohr direkt an die Hörer drücken würde.

Ihr Schweißband war mit hervorragenden kleinen Solarzellen ausgestattet. Dank der noch relativ neuen Entdeckungen und Entwicklungen mit Spinströmen, die wesentlich energieeffizienter waren als der früher meist verwendete Elektronenstrom, weil sich nicht ganze Ladung verschieben musste, sondern nur magnetische Ausrichtungen von Molekülen drehen mussten, konnte sie sich den ganzen Tag mit Omantra unterhalten. War Myrie mal nachts unterwegs, so war Omantra dennoch aus Stromspargründen meist im Standby und Myrie weckte sie nur selten auf.

Myrie sammelte im Laufe der Zeit auch eine ganze Reihe praktischer Haken und Karabiner an, eine kleine Pfeilschussvorrichtung zur Befestigung von Haken an entfernten geeigneten Stellen, selbstaufplusternde Schlauchseile, einen ebenfalls selbstaufplusternden Schlafsack, eine kleine, leicht steuerbare Drohne, einen ferngesteuerten Steinbohrer, ein kleines Fernglas mit Kamerafunktion und Kleidung mit vielen Taschen, in die das alles hineinpasste, und die dank moderner Lotustechnologie immer

trocken blieb. Auch eine Wärmebatterie war dabei, die sie notfalls an ihren EM-Anzug anschließen konnte, um sich einmal aufzuwärmen, ein gutes, einfaches Feuerzeug und ein wirklich vielfältiges Taschenmesser.



Es war ein schöner Nestag Morgen und einer der ersten Tage des Frühlings ohne Frost, als Myrie das erste Mal eine Felswand hinaufkletterte, die mehr als dreimal so hoch war wie sie, und die sogar leichten Überhang hatte. Als sie sich endlich über den Rand auf eine nur leicht abschüssige Plattform zog, war sie aus der Puste und ihre Armmuskeln taten angenehm weh. Sie zitterte etwas vor Anstrengung, rollte sich auf die Plattform und ruhte sich aus. Die Sonne schien ihr auf den Rücken und ein leichter Wind trocknete ihren Schweiß. Die leichte Verdunstungskälte tat gut. Myrie drückte ihre Arme gegen den kühlen Fels, auf dem sie lag, und genoss es. Sie genoss außerdem die Zeit, die sie hatte. Alle Zeit der Welt nämlich. Sie roch ihren eigenen Schweiß, das Moos vom Fels, und den Geruch, den ein Frühling so mit sich brachte. Sie schloss eine Weile die Augen.

Dann, als sie wieder ganz ruhig atmete und sich völlig entspannt hatte, richtete sie ihren muskulösen Oberkörper auf, ließ die Beine von der Kante baumeln und sah hinunter ins Dorf. Von so weit oben hatte sie es noch nie gesehen. Sie stellte fest, dass es gar nicht so klar zu sehen war, wie Dörfer von so weit weg in den Virtualitäten. Ihr war das früher schon in den Sinn gekommen, aber nun sah sie es ganz deutlich. Eine gewisse Diesigkeit ließ die Farben im Dorf etwas verblassen.

»Omantra, sind da vielleicht sehr dünne Wolken zwischen hier und Byrglingen?«, fragte sie.

»Es gibt eine gewisse Feuchtigkeit in der Luft, also ließe sich das tatsächlich so ausdrücken. Aber das Phänomen, das du beobachtest, würde auch andernfalls auftreten. Luft ist nicht unsichtbar, sondern nur sehr transparent.«

»Stimmt, Luft besteht aus etwas, sonst würde ich ja keinen Wind spüren. Woraus besteht Luft eigentlich genau?«

Omantra begann Myrie mit ruhiger, weicher Stimme über die Zusammensetzung von Luft aufzuklären und über die Prozesse, die beim Atmen geschahen, während sie ins Tal schaute und sich fragte, ob ihr die Sicht auf das Dorf in einer Virtualität besser gefallen würde. Sicher hätte man dort die freie Wahl, auch eine Diesigkeit einzustellen. Genau nach den persönlichen Bedürfnissen. Aber auf der anderen Seite mochte sie es auch, nicht über alles bestimmen zu können.

Omantra war längst in Schweigen übergegangen, Myrie ließ immer noch die Beine baumeln und spürte einen kalten Windhauch, der den Abend ankündigte. Sie sollte vielleicht langsam aufbrechen, bevor es feucht würde, und das Klettern dadurch gefährlicher.

Ihr Schweißband, in dem Omantra wohnte, wurde warm. Das tat es, wenn Omantra ein Gespräch eröffnen wollte, weil Myrie sich erst darauf einstellen können wollte.

»Omantra?«, sagte sie.

»Du hast großes Interesse an den Naturwissenschaften. Du wirkst da sehr wissbegierig. Womöglich kann eine KI dir auf dem Gebiet nicht alles beibringen, was du wissen möchtest und du stellst irgendwann Fragen, die noch keiner beantwortet hat.«

Omantra machte eine Denkpause für Myrie und sprach dann weiter:

»Es wäre daher sinnvoll für deine Ausbildung, wenn du doch einmal eine Schule besuchen würdest.«

»Eine Schule.«, wiederholte Myrie misstrauisch.

»Eine spezielle Form der Lerngemeinschaft.«

»Nein.«, sagte Myrie barsch. Omantra hatte etwas Derartiges nicht zum ersten Mal vorgeschlagen. Das erste Mal, als die KI das vorgeschlagen hatte, hatte Myrie auch eine Virtualität besucht, in der sie mit drei anderen zusammen lernen sollte. Und es war hoffnungslos gescheitert. Wie immer.

Allerdings hatte sich die Argumentation verändert. Damals hatte Omantra gemeint, soziale Kompetenzen seien ein erwünschter aber nicht

notwendiger Teil einer Ausbildung. Sie solle es ausprobieren. Nun klang es so, als ob...

»Du meinst, es hat eine andere Notwendigkeit, als früher? Du meinst, ich kann irgendwann nicht mehr weiter lernen, ohne andere?«

»Ja und nein. KIs haben einen gewissen Wissensstand, der begrenzt ist, vor allem, was die Erforschung der Natur und Technik angeht. Möchtest du darüber hinaus etwas erfahren, so musst du es selbst durch Nachdenken herausfinden, oder du bist auf andere Methoden angewiesen. Du kannst KIs zwar zur Hilfe nehmen, aber es kann dir keine KI erklären, wie genau. In dem Fall müsstest du folglich entweder ganz allein auf Ideen kommen, oder welche mit anderen Leuten entwickeln. Es gibt nur sehr wenige, die es allein schaffen. Daher lege ich dir ans Herz eine Schule auszuprobieren.«

»Was ist das besondere an einer Schule, was grenzt sie von einer allgemeinen Lerngemeinschaft ab?«, fragte Myrie.

»Eigentlich nur, dass sich die Lernenden auch physisch an einem Ort befinden, und sich nicht nur in Virtualitäten treffen. Das hat den Vorteil, dass manche Sicherheitsvorkehrungen unter Aufsicht fallen gelassen werden können und die Natur gemeinsam entdeckt werden kann.«

»Das klingt eigentlich spannend. Aber fremde Leute und ich, das ist immer schlecht.«, überlegte Myrie.

»Das ist auch für die anderen eines der Lernziele. Du hast es lange nicht mehr probiert. Kinder in deinem Alter sind jetzt, wie du, älter, und womöglich besser darin, zu akzeptieren, dass du nun mal bist, wie du bist.«

Omantra gab Myrie erneut Bedenkzeit. Myrie hatte es tatsächlich lange nicht mehr probiert. Und als Ahna so alt war, wie sie jetzt, war Ahna auch schon lieb und Myrie war mit ihr ausgekommen. Glaubte Myrie. Sie fragte sich, wie alt sie eigentlich gerade war.

Auf der anderen Seite lag das gute Verhältnis zu Ahna vielleicht auch gar nicht am Alter, sondern eher daran, dass Ahna ihre Schwester war.

»Ob Ahna mitkommen würde?«, überlegte Myrie.

»Wahrscheinlich eher nicht. Und wenn doch, so würde sie wahrscheinlich in andere Gruppen kommen, weil sie schon viel mehr gelernt hat als du.

Ahnas Interessen sind außerdem auch andere als deine und daher würde sie wahrscheinlich nicht auf eine Schule mit naturwissenschaftlichem Schwerpunkt gehen wollen.«

Das stimmte. Ahnas Interessen waren eher künstlerischer Natur. Sie modellierte gern Virtualitäten, in denen man durch bunt gemusterte, geometrische Strukturen ging. Dazu arbeitete sie viel mit Farben und Symmetrien. Die sich ergebenden Virtualitäten bezeichnete sie als Kaleidosphären. Kaleidosphären war eine allgemeine Bezeichnung für dreidimensionale geometrische Kunstwerke, die sich manchmal ineinander drehten und neue Muster ergaben. Ahnas Virtualitäten waren eher statisch. Manche dieser Virtualitäten, die Ahna modellierte, waren weiß mit schwarzen Umrandungen und man konnte die Wände streicheln und sie wurden dabei bunt. Myrie wanderte oft abends vor dem Einschlafen durch Ahnas Entwürfe, wählte Farben und tastete die Wände ab. Besonders gut gefielen ihr die Kaleidosphären, deren verschiedene Oberflächen sich auch verschiedenen anfühlten. Haptik war das Wort dafür, wie sich etwas anfühlte, hatte sie gelernt. Das gefiel ihr gut.

Kaleidosphären hatten etwas angenehm Entspannendes an sich, fand Myrie.

»Aber vielleicht ist da jemand wie Ahna.«, sagte sich Myrie hoffnungsvoll.

»Vielleicht. Oder eine Person, mit der du eine Austauschebene findest, die du bisher noch nicht kennst und die dir gut tut.«, ermutigte Omantra. »Manchmal fällt es dir aber auch schwer, dich auf Neues einzulassen. Deine Ängste führen manchmal dazu, dass du vorsichtshalber direkt davon ausgehst, abgelehnt zu werden. Wenn auf dich Personen nicht von Anfang an interessiert zugehen, heißt das nicht zwangsläufig, dass sie etwas gegen dich haben. Denk daran, dass auch du ein bisschen gebraucht hast, um dich an Oma Lorna ohne Bart zu gewöhnen.«

»Aber auch, wenn ich diese Zeit brauchte, um es schön zu finden, war ich doch nie gemein zu ihr.«, platzte es aus Myrie heraus.

Ein unangenehmes Gefühl stieg in ihr auf. Es war stark und schrecklich

und Myrie konnte es weder einordnen noch kontrollieren. Sie kreuzte die Arme vor der Brust und griff sehr fest mit den Händen ihre nackten Schultern. Es tat nicht weh und dazu war es auch nicht gedacht. Es half.

»Darum geht es mir nicht.«, antwortete Omantra. »Wenn jemand gemein zu dir ist, musst du das nicht tolerieren. Du darfst dich dann wehren, und wenn du dich nicht wehren kannst, eine Person, zum Beispiel mich, um Hilfe bitten.«

Omantra pausierte einen Augenblick, in dem Myrie sich von ihren Gefühlen von eben erholen konnte. Myrie war tatsächlich in der Vergangenheit nicht so gut darin gewesen, sich zu wehren. Sie hatte oft auch nur verstanden, dass sie geärgert worden war, aber nicht, was es bedeutet hatte, was die Mitlernenden damals gesagt hatten, um es zu tun. Das machte die Sache schwieriger und gleichzeitig nicht weniger verletzend.

»Du vermutest aber auch häufig von vornherein, wenn Personen genervt sind, dass es sich gegen dich richtet. Oder wenn du einen Fehler gemacht hast, dass dich deswegen Leute nicht mehr akzeptieren würden.«, fuhr Omantra fort. »Deine Angst vor Ablehnung, die ja durchaus in deiner Vergangenheit begründet ist, ist in stressigen Situationen manchmal so groß, dass du schnell etwas auf dich beziehst und dir sehr zu Herzen nimmst, selbst wenn du überhaupt nicht negativ wahrgenommen wirst.«

Myrie brauchte dieses Mal eine sehr lange Zeit, um diese Worte in sich aufzunehmen und zu verarbeiten. Vielleicht hatte Omantra recht. Eigentlich hatte Omantra fast immer recht. Aber wenn Omantra in diesem Fall recht hatte, dann würde es sicher sehr anstrengend werden. Sie müsste quasi jedes Mal, wenn sie dachte, jemand hätte etwas gegen sie, erst einmal abwarten und tief durchatmen und dann überlegen, ob es wirklich so war. Etwa, wenn jemand bemerkte, dass sie ja gar keinen Bart hätte, oder dass sie komisch aussähe, dann war das vielleicht gar nicht gemein. Aber es erinnerte sie daran, dass auch Leute das gesagt hatten, die das gemein gemeint hatten.

Myrie atmete mehrfach tief ein und aus. Selbst das Durchspielen in ihrem Kopf strengte sie an.

»Und du meinst, dass es sich lohnt? Bist du sicher?«, fragte sie etwas atemlos.

»Sicher ist so etwas nie. Die Statistiken lassen vermuten, dass du am Ehrenberg-Internat gute Chancen hast, ein oder zwei Herzwesen zu finden. Wenn es funktioniert, bin ich davon überzeugt, dass eine Freundschaft etwas sehr Gutes für dich ist.«

Herzwesen, dachte Myrie. Eine Person wie Ahna. Aber vielleicht eine, die mit ihr durch die Berge spazierte und kletterte. Oder jemand, wie Omantra, nur mit einem Körper zum Anfassen. Das hätte vielleicht was. Eine Person, die sie in den Arm nahm, wenn sie traurig war, wie ihr Papa, nur jünger vielleicht. Sie hatte sich schon ab und zu mal eine andere Person in ihrem Leben gewünscht, die ein bisschen war wie sie. Aber andere, die halb Zwerg und halb Ork waren, waren ihr nicht bekannt. Auch über das Internet ließ sich so jemand nicht finden. Naja, sie konnte man auch nicht über das Internet finden, oder zumindest nicht den Fakt, dass ihre Mutter ein Ork gewesen war. Vielleicht gab es ja doch noch eine Person, die in dieser Hinsicht war wie sie. Oder irgendein anderes seltsames Wesen, dass auch nicht zu anderen passte. Eine plötzliche Welle von Mut durchströmte Myrie und seltsamer Weise direkt vermischt mit großer Angst.

»Okay, ich probiere das, denke ich.«

»Ein weiteres Problem, das du bedenken solltest, ist der örtliche Abstand zu deiner Familie. Ich erwähnte bereits, dass du physisch mit anderen Leuten zusammen sein wirst. Dazu musst du physisch von deiner Familie fort. Natürlich könntest du jederzeit beschließen nach Hause zu fahren, aber die Fahrt braucht gut 5 Stunden vom Ehrenberg-Internat nach Byrglingen und es gibt nur alle zwei Tage eine direkte Zugverbindung. Du würdest dann also Unterricht verpassen und das ist nicht gern gesehen. Aber zum Beispiel im Fall, dass es dir nicht so gut geht, ist das natürlich immer in Ordnung.«

Zunächst verwarf Myrie die Idee spontan wieder, das zu probieren. Dann aber überlegte sie, dass sie auch schon die ein oder andere Nacht im

Gebirge verbracht hatte, und ihr das nichts ausgemacht hatte, Ahna und ihren Papa erst am Tag darauf wiederzusehen.

»Ich kann aber am Wochenende nach Hause fahren?«, fragte Myrie vorsichtshalber.

»Jedes Wochenende, wenn du willst. Es gibt auch ab und an Wochenendausflüge mit Lerngruppen, aber für diese meldet man sich gesondert an oder ab, und wenn du dich nicht anmeldest, erwartet niemand von dir, dass du dabei bist.«

Also waren es maximal 5 Tage, die sie am Stück fern von der Familie aushalten musste. 4 Nächte. Und eigentlich auch nicht musste, wenn sie es zu schlimm fand, dann konnte sie das ja trotzdem abbrechen. Sie überlegte zwar, wenn sie sich unbeliebt machte, wenn sie zwischendurch wegfuhr, obwohl sie das nicht sollte, dass sie hinterher sicher so gemein zu ihr sein würden, dass sie das ganz abbrechen würde, aber dennoch nahm es ihr etwas Angst, diese Sicherheit, dass sie jederzeit alles abbrechen konnte.

Ihr Herz raste von dieser Vorstellung viel stärker, als durch die Anstrengung vom Klettern. Omantra an ihrem Unterarm maß auf ihren Wunsch permanent ihren Puls und Blutdruck und empfahl nun ein paar entspannende Atemübungen mit geschlossenen Augen. Das half. Als sie die Augen wieder öffnete, spürte sie die kalte Luft auf ihren Augäpfeln und ihre Arme zitterten immer noch leicht. Sie würde wohl noch ein wenig warten und den Vögeln beim Fliegen zuschauen, bevor sie wieder herabsteigen würde. Aber sie hatte kaum Gelegenheit gehabt, ruhiger zu werden, da wurde viel zu früh ihr Schweißband wieder warm.

»Omantra?«, leitete sie das Gespräch ein.

»Deine Schwester Ahna ruft an.«

»Okay.«, Myrie seufzte.

»Schaffst du es in zwei Stunden zu Hause zu sein?«, fragte Ahnas Stimme, die nun in ihr Ohr übertragen wurde. Sie klang aufgeregt.

»In dreien, denke ich.«, überlegte Myrie. »Was ist denn los?«

»Ich habe eine Überraschung für dich!«, sagte sie und Myrie hörte deutlich ein Grinsen aus der Stimme. »Nichts Großes!«, fügte sie schnell hinzu,

weil sie wusste, dass Myrie eher nicht so gut mit großen Überraschungen zurecht kam.



Myrie seufzte erneut, schaute nun das erste Mal, seit sie oben war, die Felswand hinab und überlegte sich eine Strategie, wieder herunter zu gelangen. Es war gar nicht so schwierig. Sie konnte sich mit geschickt angebrachten Haken und ihrem Kletterseil einfach abseilen. Der Teil des Aufstiegs, der einfacher gewesen war, stellte sich beim Abstieg wesentlich schwieriger heraus, aber das war für sie nichts Neues. Von den nicht senkrechten Hängen konnte sie sich eben nicht einfach so abseilen. Sie sicherte sich natürlich auch hier gut ab. Wäre sie hier einfach heruntergerutscht, so hätte sie sich an mehreren Felskanten sicher mächtig geschnitten. Sie legte die Strecke zügig zurück. Ihr Körper sehnte sich nach der langen Pause nach Anstrengung und sie fühlte sich sagenhaft gut, wenn sie so erlebte, wie viel Kontrolle sie über ihn hatte.

Mit ihrer Schätzung lag sie ganz gut. Nach zweieinhalb Stunden hatte sie den steilen Part des Berges hinter sich gelassen und konnte nun den Rest der Strecke an der Glukka entlang zum Dorf wandern. Aber sie tat es nicht sofort. Sie legte eine Pause ein, um ihre Ausrüstung im Bach zu reinigen, ordentlich zusammen zu legen, zu stecken oder zu falten und in ihren Hosen- und Westentaschen an die richtigen Stellen zu verstauen. Dann wusch sie sich noch selbst. Das Wasser war noch eisig kalt, aber Myries aktiver Kreislauf wärmte sie rasch wieder auf.



Als sie endlich das Dorf erreichte, begann es zu dämmern. Als sie in den Holzweg einbog, stieg ihr ein herzhafter, unsagbar guter Duft in die Nase und sie fragte sich, warum sie bislang nicht bemerkt hatte, wie hungrig sie war. Noch dazu kam dieser sagenhafte Geruch aus dem Haus ihres Papas, aus dem offenen Küchenfenster. Myrie rannte das letzte Stück leichtfüßig zum Fenster und schwang sich über die Fensterbank. Ihre Schwester stand am Drucker und bediente einen Touchscreen.

»Du bist zehn Minuten zu früh, ich bin erst gleich fertig!«, sagte sie beinahe etwas enttäuscht, ohne aufzuschauen.

Ihr Gesicht war hochkonzentriert, während ihre Finger über die Folie wischten. Dampf quoll aus dem Drucker hervor und durch die beschlagene Verglasung konnte Myrie gerade so sehen, wie die Schläuche mit den Tuben an ihren Enden eine Art bunten Zylinder zusammendruckten, der viele geometrische Vertiefungen hatte. Es war wie eines von Ahnas Kaleidosphären, dachte Myrie, nur aus Essen. Und dem Geruch nach zu urteilen hatte Ahna obendrein eine fantastische Geschmackskombination gewählt.

»Du solltest dazu dringend eine Kochdruckvorlage bauen und speichern, schätze ich.«, murmelte Myrie andächtig.

Ihr Magen tat geräuschvoll kund, dass er mit der derzeitigen Platzierung des Essens außerhalb von ihm unzufrieden war.

Ahna lächelte über Myries Bemerkung. Schließlich drehte sie sich um und umarmte die Schwester.

»Alles Gute zum Geburtstag, Myrie.«, flüsterte sie Myrie ins Gesicht.

»Oh, ich habe Geburtstag? Wie alt werde ich denn?«

»Verpeilt, wie immer. Du wirst 11. Leider muss sich dein Magen noch ein wenig gedulden, das muss noch etwas garen.«

»Höre ich da die Stimme meines Geburtstagskindes?« Ihr Papa hatte den Weg aus der Werkstatt in die Küche gefunden und auch er umarmte Myrie.

»Das nicht durch die Tür gekommen ist anscheinend.«, brummelte er noch.

»Papa, ich möchte noch einmal eine Lerngemeinschaft ausprobieren und zwar eine Schule.«, verkündete Myrie.

Ihr Papa hielt in der Bewegung der Umarmung inne. Myrie drückte sich frei, um in sein Gesicht zu sehen. Es wirkte nicht freudig, sondern beinahe besorgt, dachte sie. Er nickte langsam.

»Vielleicht ist das gut. Ich kann das nicht so gut einschätzen, aber wenn du das möchtest, dann darfst du das natürlich.«, sagte er schließlich.

»Ist eine Schule nicht eine Lerngemeinschaft, die örtlich in der Realität von uns getrennt ist?«, fragte Ahna.

Myrie nickte.

»Du verlässt uns?«, fragte sie schockiert.

»Aber nein! Also schon, für jede Woche, aber jedes Wochenende komme ich wieder!«, rief Myrie erregt.

»Ich würde ja vermuten, dass du entweder länger als ein halbes Jahr durchhältst und uns spätestens dann nur noch an einigen Wochenenden und in den Ferien besuchen kommst, oder dass es nach spätestens einem halben Jahr so schrecklich ist, dass du gar nicht mehr dort hin möchtest.«, überlegte ihr Papa.

Das verwirrte Myrie. Wieso sollte sie irgendwann nicht mehr jedes Wochenende nach Hause wollen. Die zweite Möglichkeit kam ihr natürlich bekannt vor. Und sie liebte ihren Papa dafür, dass er so etwas unverhohlen aussprach.

»Und es ist keine Schande, wenn du schon nach einer Woche beschließt, dass du nie wieder da hingehen möchtest. Oder nach einem Tag. Niemand hier schimpft, das möchte ich dir versprechen. Aber wenn du wirklich wissen möchtest, ob es etwas für dich ist, empfehle ich dir doch, wenn es nicht ganz furchtbar grässlich ist, ein oder zwei Monate auszuprobieren. Du brauchst oft lange, um dich an etwas zu gewöhnen. Selbst wenn du etwas am Ende wirklich gern hattest, hattest du am Anfang oft damit Schwierigkeiten. So ging es dir mit den meisten Virtualitäten und so wird

es dir vermutlich auch mit der Schule gehen.« Seine Gedanken hatten gewisse Ähnlichkeiten mit dem, was auch Omantra schon gesagt hatte, fand Myrie.



Die nächsten Tage waren aufregend, nicht unbedingt positiv aufregend. Zunächst ging sie ihre Entscheidung noch einige Male abwechselnd mit Omantra, Ahna und ihrem Papa durch, ob sie sich sicher war. Aber es war meist so, dass sie bei einer Entscheidung blieb, wenn sie sie erst einmal gefällt hatte und so auch dieses Mal.

Dann klärte ihr Papa Formalitäten. Es waren nicht viele, immerhin. Myrie musste lediglich die Hausregeln des Ehrenberg-Internats akzeptieren, Fächer aus einer Liste auswählen und angemeldet werden. Abgesehen davon bekam sie einen Plan der Schule und des Schulgeländes und einen Termin, an dem es losging. Omantra buchte für sie eine Zugverbindung, die am Abend vorher im Ehrenberg-Internat eintreffen würde und auch das fand Myrie sehr spannend. Der Bahnhof von Byrglingen lag fast zwei Dekameter unterhalb des Dorfes. Myrie war schon oft dort gewesen, um Züge zu beobachten, die leise durch den Tunnel glitten, und um für ihren Papa die ein oder andere Bestellung recycletes Holz abzuholen. Aber mit einem Zug gefahren war sie noch nie.

»Du musst lediglich vor der Abfahrtszeit am Bahnhof sein, wie zum Abholen einer der Bestellungen. Nur dass du dann einsteigst und den Anweisungen folgst, welche Kapsel oder Kapseln dein Ziel anfahren.«, sagte Omantra und versicherte: »Da ich die Reise gebucht habe, wird es mindestens eine Kapsel geben, die dort hinfährt, aber da ja mehrere Lernende dort hinfahren werden, könnte es auch ein paar mehr geben. Vielleicht triffst du sogar zukünftige Mitlernende im Zug.«

»Ich hätte lieber eine Kapsel für mich.«, grübelte Myrie. »Es reicht sicher, wenn ich mich erst dort versuche mit anderen anzufreunden.«

»Wenn du ablehnst, wenn andere sich zu dir setzen wollen, könnte es auch als unhöflich aufgefasst werden, oder du als unnahbar, was du ja vielleicht bist. Aber wenn du Freundschaften schließen möchtest, empfiehlt es sich vielleicht, so offen wie möglich auf Anfragen zu reagieren. Natürlich nur, wenn es dich nicht zu sehr stresst.«

Aber es stresste sie bereits der Gedanke. Dennoch nahm sie sich Omantras Worte sehr zu Herzen und versuchte sich darauf einzustellen, ihre Angst vor anderen sie nicht überwältigen zu lassen. Jede Nacht übte sie beim Einschlafen im Geiste anderen gegenüber freundlich zu sein, vielleicht sogar sie anzusprechen. Meist klappte es anfangs ganz gut, aber sobald sie anfang die Kontrolle über die Szenarien zu verlieren, weil sie allmählich wegdämmerte, verwandelten sich die Situationen immer ganz fürchterlich. Die vorgestellten anderen ignorierten sie dann, oder verspotteten sie, oder empfanden irgendeine Eigenart von ihr als ein No-Go. Eines nachts fiel ihr siedend heiß ein, dass sie ja wenig Haar hatte und das im Internat kaum verbergen konnte. Sie rannte zu ihrem Papa ins Bett und entgegen ihrer Eigenart, Entscheidungen üblicherweise nicht umzustoßen, teilte sie ihm mit, dass sie doch nicht ins Internat wollte, und ob man das noch rückgängig machen könnte. Ihr Papa nahm sie in den Arm und sagte beruhigend »natürlich«. Aber meinte, sie solle noch bis morgen warten. Vielleicht hätte sie am nächsten Morgen eine andere Meinung. Myrie schlief in seinen Armen, wo es warm und geschützt war, wo sie immer sicher war, dass die Behaarung keine Rolle spielte, und am nächsten morgen hatte sie tatsächlich neuen Mut. Und sie gab auf, sich Szenarien im Kopf zu konstruieren. Sie hatte es lange genug probiert, um nun daran zu glauben, dass sie eigentlich auch gar keine realistischen Szenarien sich auszudenken in der Lage war.



Der Abfahrtstermin lag Ende des Sommers und sie genoss den Sommer in vollen Zügen. Sie verbesserte ihre Kletterfähigkeiten und trainierte ihren Körper noch gezielter. Sie übte außerdem ausgefeilter an den Fallübungen, die sie auf Anraten Omantras ins Programm aufgenommen hatte, seit sie das erste Mal auf einen Baum geklettert war. Sie hatten ihr schon das ein oder andere Mal gute Dienste geleistet.

Sie las die Hausregeln gründlich und lernte die Karte weitestgehend auswendig. Die Liste der Hausregeln beinhaltete nur wenige strikte Anweisungen und eine lange Aufzählung an Verhaltensregeln, die erwünscht aber nicht notwendig waren. So etwa wurde Unpünktlichkeit als störend empfunden, aber es gab keine Verwarnungen oder Strafen, schlimmsten Falls böse Blicke, wenn man nicht eine gute Begründung hatte.

Aber was waren gute Begründungen, fragte sich Myrie.

Zu den wenigen fixen Regeln, auf deren Übertretung eine Verwarnung, oder nach mehrfacher Verwarnung ein Verweis folgen konnte, gehörte, dass der angrenzende Wald und der Berg, neben dem die Schule stand, nicht ohne ausdrückliche Erlaubnis durch eine Lehrkraft betreten werden durfte. Ein 2,5 Meter hohes Gitter begrenzte den Bereich, auf dem Lernende sich frei bewegen durften. Auch das Betreten der Experimentierräume war nur mit ausdrücklicher Erlaubnis durch eine Lehrkraft erlaubt.

Und dabei blieb es. Nun ja, natürlich musste man sich an die allgemeinen Landesgesetze halten. Zum Beispiel war physische Gewalt an anderen verboten, sofern nicht im Einverständnis oder aus Notwehr. Aber das stand nicht noch einmal extra aufgelistet in der Hausordnung.



Am Tag vor Myries Abfahrt druckte Ahna ihren Geburtstagskuchen noch einmal. Ahna wirkte niedergeschlagen und Myrie konnte das verstehen. Auf der anderen Seite war sie aber so aufgeregt, dass in ihr kein Platz war, zusätzlich auch noch selbst niedergeschlagen zu sein.

Der Kuchen war eigentlich mehr eine Hauptspeise, aber Ahna hatte ihn Myries Geburtstagskuchen genannt. Myrie aß meistens lieber herzhaft als süß und gern Geschmäcker getrennt voneinander. Und Ahnas Kuchen war dafür ausgelegt. Er hatte verschiedene Bereiche, die jeweils einfarbig waren und eine eigene Konsistenz hatten und einen eigenen Geschmack. So ließ sich ein saftgrüner, weicher, cremiger Bereich wunderbar aus einem roten, schaumig festen herauslöffeln. Und das tat Myrie auch. Sie entschied sich immer für eine Farbe und aß diese auf, ohne eine andere anzurühren. Und sie fragte sich, wann sie wohl das nächste Mal etwas so Wunderbares essen würde und was es in dem Internat wohl gab und ob das auch so gut trennbar war.

